

Richard Wagner und die Schweiz

Autor(en): **Sakolowski, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574540>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

erheben sich die Gebirge Albaniens, des ehemaligen Epirus, stellenweise fast unvermittelt vom Meeresufer zu bedeutenden Höhen ansteigend. Links, auf dem Bilde nicht mehr sichtbar, verläuft ein gerader Höhenzug nach Norden, auf dessen baumbedecktem Rücken zahlreiche Gehöfte sichtbar werden. Da und dort überragt eine Palme das Buschwerk und den Hänge und Tälichen überziehenden Olivenwald.

Die Olivenhaine Korfus präzentieren sich wesentlich anders als die sorgfältig gepflegten Kulturen gleichen Zweckes in andern Mittelmeergegenden. Das mag vor allem darin seinen Grund haben, daß man die Bäume, die hier Waldbestände bilden, freier wachsen läßt, ferner im höhern Durchschnittsalter der einzelnen Bäume. Nur zur Erntezeit verspürt hier der Delbaum die Hand des Menschen.

Die ausgedehnten, aber, einzeln besehen, magern Baumkronen ruhen auf knorrigen, wunderbar verkrüppelten, in ein rissiges Rindengewand gekleideten Stämmen und beschatten einen feuchten, mit Farren bewachsenen Boden. In den Lichtungen herrscht der Graswuchs vor, und dort fallen überall zerstreute, aus langen, spitzen Blättern gebildete Pflanzenbüsche auf. Sie gehören der klassischen Asphodelospflanze an. Asphodelos heißt bekanntlich ein auf steifem, blattlosem Stengel meist weißlich blühendes Gewächs mit büscheligem Wurzelstock, das in gewissen Mittelmeergegenden, und nur da, auf Wiesen vorkommt. Asphodeloswiesen haben in den Vorstellungen, die sich die alten Griechen von der Unterwelt machten, eine große Rolle gespielt.

Das Kloster S. Theodoros, das in der andern der beiden Zeichnungen sich bietet, liegt einige Kilometer südlich der Hauptstadt, am Anfang der Halbinsel Analipsis. In seiner nächsten Umgebung wurden Mauerreste der alten Stadt Korfyra bloßgelegt. Das einst prächtige Korfyra, von dem heute fast nichts mehr existiert, wurde 734 v. Chr. von den Korinthern gegründet und dehnte sich zu seiner Blütezeit von Küste zu Küste quer über die Halbinsel Analipsis aus. Sein Hafenuartier lag an der seither durch Verschlammung seicht gewordenen Lagune von Kalikópolo, deren Eingang von der kleinen Cypresseninsel Pontikonisi bewacht wird. Doch kehren wir zurück zu unserm Kloster.

Von ernsten, düstern Cypressen umgeben, steht es außerhalb der Vorstadt Kastrades einsam im feuchten Wiesenrund. An ihm fällt dem Fremden, der vor kurzem erst den Boden Korfus betreten, die sogenannte „Glockenwand“ besonders auf. Die Glockenwände, oben in einem etwas barocken Ornament

endigend, treten hierzulande an die Stelle der Campanili Italiens, sind aber immer mit dem Hauptgebäude verbunden und eigenartig genug, um bei ihrem häufigen Vorkommen der Landschaft ein charakteristisches Gepräge zu geben.

Mit vorstehenden Zeilen ist die eingangs fundgegebene Absicht erfüllt, in dem Maß, wie es eben der zur Verfügung stehende Raum gestattet; doch darf vielleicht zum Schlusse noch angedeutet werden, daß die an Natur Schönheiten so reiche Insel auch in bezug auf Sitten und Gebräuche viel Interessantes bietet.

Im Ostern, das heißt an den diesem Feste folgenden Sonntagen jedes Jahres, ist dem Ausländer in seltener Weise Gelegenheit geboten, einen Blick in des dortigen Volkes Augen und Seele zu tun. Nur an diesen Tagen wird auf dem Dorfplatz bestimmter Ortschaften, zum Beispiel Belleka an der Westküste, und Gasturi an der Ostküste, nachmittags der „Choros“ veranstaltet. „Choros“ heißt der Nationaltanz. Eine „Kolonne zu Zweien“, von der Ortseinwohnerschaft gebildet, bezeugt sich bei den Klängen einer Geige anfangs lautlos im Kreise, und zwar so, daß je nach einer Anzahl Schritte vorwärts einige Schritte rückwärts gemacht werden. An der Spitze trippelt der Geiger als Vortänzer, das Gesicht dem nachfolgenden und die Schritte nachmachenden Zug zugewandt. Dann folgen die Männer, und endlich das schöne Geschlecht, die Frauen und Jungfrauen, der bei weitem stärkste Teil des vor- und rückwärts wehenden Zuges. An ihrer Spitze schreiten würdevoll vier Frauen, die sich um Ostern verheiratet haben. Ihr Blick ist nach innen gesenkt gegen die Mitte des Plases, den man sich klein und von Häusern umgeben vorzustellen hat. Kopfschmuck, Kleidung und Schmuck dieser Ehrenfrauen zu beschreiben, würde zu weit führen; dagegen muß gesagt werden, daß der weibliche Teil des Zuges, mit Bezug auf Raffinesse, Tüchtigkeit, wie auch auf Schönheit im allgemeinen, zuweilen hervorragende Typen enthält. — Alles folgt genau dem Takt der Musik und dem Vorbild des Fiedlers. Die kleinen Mädchen gehen an der Seite ihrer Mütter außerhalb des Zuges und sind jeweilen mit ihnen durch ein zusammengebrochtes, farbiges Taschentuch verbunden. Wie niedlich sind diese seitlichen Anhänge des Zuges! Welcher tiefere Sinn, so fragt man sich, mag solch altem, sympathischem Brauch innewohnen? — Der Schluß des „Choros“ ist nicht immer so harmlos wie der Anfang; denn der so ansprechende Reigen löst sich manchmal in einer argen Schlägerei auf. Dann aber empfiehlt es sich für den Fremden, der Neugier Halt zu gebieten und den Heimweg nach der Stadt ohne Säumen anzutreten. H. E.

Alfred de Claparède.

Mit Bildnis.

Zum Gesandten der Eidgenossenschaft beim Deutschen Reich ist der bisherige Vertreter unseres Landes am österreichischen Hof Dr. iur. Alfred de Claparède ernannt worden. Daß wir der Männer nicht viele zählen, die sich für so verantwortungsvolle Posten eignen, zeigten die Schwierigkeiten, die sich dem Bundesrat nach dem Tod des unvergesslichen Dr. Arnold Roth bei der Neubesetzung des Berliner Gesandtschaftspostens entgegenstellten haben. Um so erfreulicher ist die Wahl des Herrn Claparède, der eigentlich als ein „alter Berliner“ in die deutsche Reichshauptstadt an der Spree zurückkehrt. Der Gewählte, 1842 in Genf geboren, hat nämlich seine juristischen Studien in Berlin vollendet, dort 1865 den Doktorhut errungen und wiederum in Berlin die ganze diplomatische Karriere als Attaché und Legationsrat durchgemacht, teilweise auch als Gesandtschaftsvertreter, an Stelle des in den Bundesrat gewählten Oberst Hammer aus Solothurn. Später kam Claparède nach Wien, dann wieder nach Berlin und schließlich nach Washington,

bis er 1894 den Gesandtschaftsposten in Wien übernehmen mußte. Dem sei noch beigefügt, daß der Gewählte eine Berlinerin zur Frau hat und in maßgebenden Kreisen persona gratissima ist.

Den Genfern ist das diplomatische Talent etwas angeboren, und es hat auch Alfred de Claparède überall in seinen verantwortungsvollen Posten seinen Mann in hervorragender Weise gestellt, sodas das Schweizer Volk mit vollem Vertrauen auf dessen neue Tätigkeit wird blicken können. Die Unterhandlungen für den schweizerisch-deutschen Handelsvertrag werden geeignet sein, seine Tüchtigkeit bald genug schon auf die Probe zu stellen. Aus der sympathischen Figur des neuen Vertreters der Eidgenossenschaft beim Deutschen Reich spricht ebensosehr die weltmännische Art und der klare Blick wie der lebenswürdige Mensch, als welcher Alfred de Claparède gleich seinem betrauten Vorgänger sich auch in die Herzen der Schweizer, die im Ausland mit ihm zu verkehren haben, einleben wird. H. E.

Richard Wagner und die Schweiz.

Nachdruck verboten

Wie steht es um die schöne Schweiz? Sind die Seen noch so lichtgrün und blau? Und die Gebirge mit den Schneefeltern? — Kinder, Ihr habt Euch doch ein schönes Land erwählt, und manchmal kommt mir recht die Sehnsucht nach ihm an. Ich hoffe einmal einst dort zu sterben! Im ganzen ist mir's,

als ob ich doch dort oft ruhiger war, als ich es jetzt bin. So eine Schweizergegend hat wirklich etwas Beruhigendes! — So schreibt Richard Wagner am 28. Juni 1863 aus Penzing bei Wien an Mathilde Wesendonk, seine „Folde“, die noch auf dem „Grünen Hügel“ in Enge bei Zürich ihr Heim hatte,

während er, der tiefunglückliche, zum Tode leidende „Tristan“, der die Unmöglichkeit längern nachbarlichen Zusammenlebens eingesehen, sich aus seinem „Mühl“ auf demselben schönen „Grünen Hügel“ zunächst nach Genf und Venedig, dann nach Luzern und Paris geflüchtet hatte.

Es ist eins der schönsten Bücher, das kürzlich der Welt übergeben ward, „Richard Wagner an Mathilde Wesendonk“^{*)}. Briefe eines Großen zu lesen, gewährt stets einen besondern Reiz; offenbart sich in ihnen doch die ganze Intimität des Seelenlebens, zumal wenn diese Briefe an das geliebteste Wesen gerichtet sind, an ein Weib, das wie keines zuvor oder nachher den Meister verstanden hat und durch seine entsagungsvolle Liebe den armseligen Dulder zu seinem prägnantesten Werke „Tristan und Isolde“ anregte.

Die Schweiz kann sich rühmen, dem größten deutschen Genius in der zweiten Hälfte des verfloffenen Jahrhunderts die Heimat geboten zu haben; sie wurde dadurch zur Wiege des „Nibelungenringes“, des „Tristan“, der „Meisterfinger“ und sogar — was das Ueberraschende an der eben erschienenen Briefsammlung ist — des „Parsifal“. Die Naturschönheit des Zürichsees ließ schon im Jahre 1854 an einem Charfreitagmorgen in Richard Wagner den Parsifalgedanken lebendig werden: „Wie dünkt mich doch die Aue heut so schön...“ und das Wort des Gurnemanz: „Das ist Charfreitagszauber, Herr!“ war ihm, dem strammen Renegaten, aus den Herrlichkeiten der ihn umgebenden Natur für einige Momente ehrliche Ueberzeugung, wenn er gleich kurze Zeit darauf, als er in London Konzerte dirigierte, vom „Lord Jesus“ spricht, ob der „weiße oder schwarze Glacehandschuhe tragen und ob Magdalena einen Blumenstrauß oder Fächer halten soll“.

Richard Wagner war ein großer Naturfreund. Wüßten wir's nicht aus dem „Waldweben“ im „Siegfried“ oder dem Fliederduft der „Meisterfinger“ — diese Briefe und Zettelchen würden es uns beweisen. Und gerade die Schweiz hat es ihm angetan, sein „Altes Heil-Land“, wie er sie noch nach langen Jahren der Trennung nennt. Da jammert er in Luzern tagtäglich, wenn schlechtes Wetter ist, daß er nicht auf den Nigi reiten könne, und prophetisch sagt er anno 1859, daß „der Pilatus große Propaganda verdiene“.

In Luzern hielt sich Richard Wagner vom 7. April bis 27. August 1859 auf und wohnte da im „Schweizerhof“; der letzte Akt des „Tristan“ entstand hier. In Zürich hatte er in den ersten Jahren nach seiner törichtigen Verbannung aus Deutschland in den Escherhäusern gewohnt; allein seine Sehnsucht flog über den See schon längst hinüber, dorthin, wo er den treuesten Freund und die noch treuere Freundin bereits gefunden hatte. Aus dieser ersten Zeit der persönlichen Bekanntschaft ist uns nun allerdings nur wenig überliefert; aber die kleinen Briefchen beweisen vielleicht mehr als lange Elaborate; sie sind zugleich ein Zeichen dafür, wie Richard Wagner von seinen Stimmungen, von seiner Laune abhängig war. War er gutgelaunt, so konnte er lustig sein wie ein Kind; da gibt's dann Wis über Wis, und ein paar Volkatakte schickt er der Freundin mit den Worten: „Hier Geschmolzenes für das Gefrorene von gestern!“ So entstand, wie er selbst sagt, nach sechs Jahren seine erste Komposition seit dem „Lohengrin“.

^{*)} Verlag Alexander Duncker, Berlin 1904.

die bekannte Albumsonate, die er direkt betitelte: „Sonate für Mathilde Wesendonk“ unter Beifügung des Normenmotivs: „Wißt ihr, wie das wird?“ Ja, für Mathildes Schwester hatte der Meister sogar seinen Rothurn verlassen und einen Zürcher Vielliebchenwalzer komponiert! Richard Wagner und ein Vielliebchenwalzer! Man möchte darob lachen, wenn es nicht einen so köstlichen Einblick in dieses goldene Herz gäbe, dem eine böswillige Neidenschaft immer anhängen wollte, daß er ein gehässiger, mißgünstiger Mensch gewesen sei. Und wollten wir mehr Beweise dieser Güte, so brauchten wir bloß dies kleine Billett in die Hand zu nehmen, in dem er von seinem treuen Hund spricht (9. Juli 1855): „Ich fürchte, mein guter, alter, treuer Freund — mein Peps — wird mir heute sterben. Es ist mir unmöglich, das arme Tier im Sterben zu verlassen. Sind Sie uns böse, wenn wir Sie bitten, heute ohne uns zu speisen? ... Gewiß lachen Sie mich nicht aus, wenn ich weine?“

Und ein andrer Mal schreibt der Meister: „Homer schlich sich aus meiner Bibliothek fort. Ich frag: wohin? Er sagte: Otto Wesendonk zum Geburtstag zu gratulieren. Ich antwortete: tu's für mich mit!“

Zürich war für Wagner die höchste Zeit seines Schaffens, darum schreibt er auch: „Mir ist recht deutlich, daß ich nie etwas Neues mehr erfinden werde: jene eine höchste Blütezeit hat in mir eine solche Fülle von Keimen getrieben, daß ich jetzt nur immer in meinen Vorrat zurückzugreifen habe, um mit leichter Pflege mir die Blume zu erziehen.“

Und das schuf das Zürich, welches noch nicht einmal die Alpen schaut, dort am Zeltweg, indes sich Wagners Sehnsucht immer heftiger nach dem jenseitigen Ufer ausbreitete; denn die Alpen mußte er sehen. Darum schreibt er frohgemut von Mailand aus: „Morgen geht's auf die Alpen los!“ So recht fühlte er sich auf dem Seefeldler Ufer nicht wohl, wengleich er, wie wir unten sehen, die stete Begierde nach einem traulichen Heim immer energischer zum Ausdruck bringt. Aber selbständig, Herr in seinem Hause, wollte er sein, und da war's ihm denn gleich, wo er sich niederließ.

Darum schreibt er 1855 von London aus an seine „beste Freundin“, daß „es sich darum handle, noch einen Versuch zu machen, ob er das Bodmerische Grundstück, im Seefeld bei Zürich, auf Lebenszeit zur Miete erhalten könnte“.

So hatte es ihm Zürich also angetan, daß er sein Leben daselbst betan, daß er dann hinzusetzt, „vielleicht auf zehn Jahre“. Es sollte anders kommen. Otto Wesendonk, dem die Welt vielleicht verdankt, daß Richard Wagner nicht im Zürichsee sein Ende nahm, als er in tiefster Verzweiflung aus Deutschland, materiell völlig bloßgestellt, in der Schweiz seine Zuflucht gefunden hatte, dieser vortreffliche Mann schuf Wagner das ersehnte „Mühl“ neben seiner prachtvollen, schloßähnlichen Villa, ein stilles Häuschen mit ziemlich umfangreichem Garten, in dem der große Naturkünstler dem Zirpen der Grasmücken so gern nachging und sich jeden Morgen seine Nase brach; denn eine Blume, etwas Duft mußte auf seinem Arbeitstisch ihm die Natur lebendig erhalten. Er nannte sein Heim selbst das „Schwalbennest“, und als er eingezogen war, schrieb er folgende Verse an Mathilde (Ende April 1857):

„Glückliche Schwalbe, willst du brüten,
Dein eignes Nest bau'ft du dir aus;
Will ich zum Brüten Ruh' mir hüten,



Alfred de Claparède,
der neue Gesandte der Eidgenossenschaft beim Deutschen Reich.

schließen wollte, oder, wie er dann hinzusetzt, „vielleicht auf zehn Jahre“. Es sollte anders kommen. Otto Wesendonk, dem die Welt vielleicht verdankt, daß Richard Wagner nicht im Zürichsee sein Ende nahm, als er in tiefster Verzweiflung aus Deutschland, materiell völlig bloßgestellt, in der Schweiz seine Zuflucht gefunden hatte, dieser vortreffliche Mann schuf Wagner das ersehnte „Mühl“ neben seiner prachtvollen, schloßähnlichen Villa, ein stilles Häuschen mit ziemlich umfangreichem Garten, in dem der große Naturkünstler dem Zirpen der Grasmücken so gern nachging und sich jeden Morgen seine Nase brach; denn eine Blume, etwas Duft mußte auf seinem Arbeitstisch ihm die Natur lebendig erhalten. Er nannte sein Heim selbst das „Schwalbennest“, und als er eingezogen war, schrieb er folgende Verse an Mathilde (Ende April 1857):



„Zur Mohrhalde“, † Hans Sandreuters Wohnhaus in Miesch: „Loggia“.

Ich kann's nicht bau'n, das stille Haus!
Das stille Haus von Holz und Stein —
Ach, wer will meine Schwalbe sein? "

Und nun entwickelt sich zwischen den beiden Nachbarn der herrlichste Freundschaftsverkehr. Ein Zettelchen nach dem andern schickt er der sanften, teilnehmenden Frau, sobald er ein neues Motiv gefunden hat, und in der behaglichen Umgebung findet er auch jenen sonnigen Humor, der seinen spätern „Hans Sachs“ verklärt, und überglücklich ist er, als ein Verlegerhonorar eintrifft, damit er dem stets hilfsbereiten Freunde „den

ersten Mietzins“ übermitteln kann; bald hofft er mehr senden zu können, dann soll Otto Wesendonk sagen:

„Hei, unser Held Tristan,
Wie der Zins zahlen kann!“

Auf Deutschland, speziell sein engeres Heimatland Sachsen ist er im höchsten Grad noch immer ergrimmt; so schreibt er, als sich im Hotel Baur au Lac König Johann zum Besuch angekündigt und der Besitzer ihn wegen der Flaggen um die Landesfarben angegangen hatte: „Meinem Landesvater habe ich nichts zu sagen: wenn er sich unterstehen wollte, mich in meinem Schwalbenneste zu besuchen, würde ich ihm die Türe weisen ... Seine Farbe ist weiß und grün: dies für Baur.“

Auf dem „Grünen Hügel“ ging's nun herrlich her; Semper, Herwegh, Eschenburg (Professor der englischen Sprache), Baumgartner, Janak Heim und dessen Gattin, de Sanctis (Professor des Italienischen), Dr. J. Sulzer (Stadtschreiber an der Regierung), Devrient, zuletzt der junge Tauffig, alle fanden sich bei Wesendonks oder Wagners zum gegenseitigen Genießen und Befruchten ein. Und immer tiefer wurzelte des Meisters Liebe zu der schönen, edeln Frau, die ihn ganz verstand, während seine nüchterne Gattin, Minna geb. Planer, kalt neben ihm lebte, trotzdem er sie in schwerer Krankheit drei Monate aufopfernd pflegte. Aber das — übrigens sittlich durchaus reine — Verhältnis blieb ihr nicht verborgen; in roher, brutaler Art machte sie Frau Wesendonk eine aggressive Szene, und so verließ der Meister in schwerster Entsagung Zürich und sein „Ahl“ im Sommer 1858. Der Brief, den er der Freundin als Abschied schrieb, ist dem Edelsten und Tiefsten zuzuzählen, das die Briefliteratur kennt: „Mein Kind, die letzten Monate haben mir an den Schläfen die Haare wesentlich gebleicht; es ist eine Stimme in mir, die mit Sehnsucht nach Ruhe ruft — nach der Ruhe, die ich vor langen Jahren schon meinen fliegenden Holländer sich ersehnen ließ. Es war die Sehnsucht nach — der Heimat“ —, nicht nach üppigem Liebesgenuss! Ein treues, herrliches Weib nur konnte ihm diese Heimat erringen. Laß uns diesem schönen Tode weihn, der all' unser Sehnen und Begehren stillt! Laß uns selig dahinsterven, mit ruhig verklärtem Blick und dem heiligen Lächeln schöner Ueberwindung! Und — feiner soll dann verlieren, wenn wir — siegen!“

Wagner überwand, er verließ Zürich und ging nach Venedig; aber aus dem bis zum zweiten Akt gediehenen „Siegfried“ ward nun zunächst nichts mehr. Jetzt entstand die tieftragische Mär vom „Tristan“, der durch dieses Entsagen einen wesentlich andern Schluß erhielt. Nach Jahresfrist, von Luzern aus, kam er dann noch oft mit den Freunden zusammen; später wurden die Besuche der Schweiz seltener; aber er fand sich doch nach zehn Jahren wieder ein, als er ein neues Geglück gefunden, und in Tribtschen bei Luzern entsproß ihm sein einziger Sohn und — das „Siegfrieds-Jöhl!“ Dr. Paul Sakolowski, Zürich.

— ❁ — Zu spät! — ❁ —

Den Dichter mit den Silberhaaren,
Den ehrt Ihr mit dem Lorbeerkranz —
Was frommt ihm das mit siebzig Jahren,
Im letzten Winterjohnglanze?
Sein Bestes hat er Euch gegeben,
Als er — geheßt von tausend Qualen —
Vergrämt und einsam stand im Leben
Und treu blieb seinen Idealen.

Ja, damals, als Ihr ihn verlachtet,
Den Kernmann mit den Trotzgedanken,
Weil Eure Götzen er verachtet
Und Euern Dünkel, Eure Schranken,
Da wär's ein Trost für ihn gewesen,
Zu wissen: Du wirst nachempfunden!
Von deinem Volke wird gelesen,
Was Gott dir gab in stillen Stunden!

Wo waren damals Eure Lichter,
Die heute vor Begeist' rung flackern?
Und wo die Hühner, die dem Dichter
Von seinen siebzig Jahren gackern?
Wollt Ihr mit Euerm Festgebimmel
Und mit dem Flattern bunter Fahnen
Den müden Sänger an den Himmel
Und an die Sterbestunde mahnen?

Laßt ihn im Frieden grabwärts wandern,
Und wollt' den Alten Ihr erfreuen,
So macht es besser mit den andern,
Die Rosen Euch ins Leben streuen —
Das fade Siebzigjahrgelieier,
Das ist zum Weinen und zum Lachen;
Denn nicht mit einer Jubelfeier
Ist schönöd Versäumtes gut zu machen.

Johannes Stauffacher, St. Gallen.

